

# Pizzo di San Giacomo

Autor(en): **Heer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668391>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## PIZZO DI SAN GIACOMO

Von weitem, beim Aufstieg, ist nur ein grauer Fleck sichtbar im zerklüfteten Fels des Steilhangs, den über dem Gletscher noch wenige Schneerinnen durchkerben. Der graue, viereckige Fleck glitzert, weil der Schnee in der Frühsonne zu schmelzen beginnt, gleich einem wachsamen Auge im harten Furchengesicht des Berges. So scheint er aus den granitnen Flächen herauszutreten und Halt zu gebieten, als bedeute er, dass hier etwas zu Ende gehe, als erreiche man hier den Bereich einer Grenze.

Endlich liegt der Gletscher hinter uns, und wirklich: nach den letzten Klettergriffen im wilden Steilhang am Pizzo di San Giacomo wächst jenseits des Grates die fremde Gebirgsweite empor, steigen die Höhenketten aus den Tälern und den graugrünen Bergseen, die bereits in den italienischen Alpen liegen.

Zackig und scharf schneidet der Grenzgrat durch die Kuppel des Himmels. Wenige Schritte hangenwärts aber enthüllt der graue, viereckige Fleck sein Wesen, seinen menschlichen Sinn in der Einöde der Natur; es ist die Behausung eines ständigen Wachtpostens zur Zeit des ersten Weltkrieges auf annähernd dreitausend Metern Höhe über Meer.

Eine Türe, eher nur eine Oeffnung zwischen aufgerauhtem Balkenwerk, lässt eine Herdstelle sehen, abgeschirmt gegen den Fels mit Zeltblachen und geschützt von Bretterwänden, die auch den kleinen Holzvorrat vor Schneetreiben bergen. Ein zweiter enger Durchlass führt über eine Schwelle in den Schlafräum, der, ausgerechnet bis in den dunkelsten Winkel, die Pritschenlager für vier Mann und einen Gefreiten enthält. Ueber dem

Sturzbalken, unter dem der Rücken beim Eintreten sich beugen muss, ist ein Notvorrat an Suppenkonserven, Tee, Tabak, Kerzen und sonst dem Allernötigsten in einen Hohlraum gestopft und bezeugt, dass hier die Bedürfnislosigkeit zur Losung geworden wurde. Die ganze Behausung ist überdacht von einem Wellblech, und so klebt sie wahrhaftig im Gestein verklammert mit der Wildheit der Natur, wie ein Horst raubender Gebirgsvögel. Es könnte gar nicht anders sein, als dass ihre Bewohner diese mit den einfachsten Mitteln aufgebaute Felshöhle bezeichneten und taufeten, wie es am Balkentor zu lesen steht: «Nido d'aquila».

So hausen fünf Mann — in Ablösungen, aber doch oft wochenlang dieselben — in Einsamkeit und stiller Gebirgswelt an der Grenze, Sommer und Winter, in der Hitze der Bergsonne, in der Eiskälte der Nächte, im Sturm föhniger Tage und im Schneegestöber unbarmherziger Wetterumstürze. Während je zwei von ihnen Schildwachposten beziehen, des Tags ihre Aufgabe des Beobachtens mit geschärftem Auge und des Nachts mit horchendem Ohr erfüllen, pflegen die anderen einer dürftigen Erholung und Ruhe. Doch sie wird unterbrochen durch die Sorge um der täglichen Bedürfnisse willen, die für alle gilt, für die Gemeinschaft, die hier so eng wie nirgends sich schliesst, sich schliessen muss.

Tief unten auf der Passhöhe San Giacomo liegt der Kommandoposten der Kompagnie. Täglich gegen Mittag wird von ihm die letzte Phase eines Verpflegungsnachschubes besorgt. Zwei Mann bringen in Tragkesseln und Rucksäcken die Speisen in eine Furkel zwischen den Gipfeln empor. Dort übergeben sie das tägliche Brot des Soldaten den beiden Füsiliern des Postens, die es über den Gletscher abholen und ins «Adlernest» hinaufschleppen. So ist der dreistündige Anmarsch wenigstens geteilt, und die schwere Nachschubarbeit, die auch den Holzvorrat ergänzen muss, auf doppelte Schultern abgewogen. Der Kamerad reicht dem Kameraden die Hand.

Ja, es geht überhaupt um die Kameradschaft auf diesem abgelegenen Posten! Zusammengedrängt auf knappstem Raum, nachts Leib an Leib in den Decken auf dem zweistöckigen Lager, und tagsüber am Feuer oder in den Felsen, nebeneinander zu leben, das umschrankt jeden Eigenwillen. Das engmaschige Gelände erlaubt keine grossen persönlichen Schritte, und da es auf keinen Fall ein Ausweichen nach links oder rechts, nach oben

oder unten gibt, findet auch die geringste menschliche Spannung kein Bewegungsfeld. Der bemessene Lebensraum fordert Anpassung, ob es nun leicht oder schwer fällt, und es wird zum Naturgesetz, dem Kameraden Verständnis entgegenzubringen, damit das Leben dieser kleinen, aber wichtigen militärischen Gemeinschaft nicht gestört wird.

Und dennoch: wo lauert es unberechenbarer, das Gespenst der Störung, als in der Enge dieses Gebälkes? Umsicht ist nicht nur vom Gebirgsposten nach aussen geboten — und eine Grenze, wie sie das Bergland durchscheidet, geht ebenfalls unsichtbar durch den Unterkunftsraum. Auch sie erfordert Wachsamkeit; denn auch hinter ihr liegt bei aller Vertraulichkeit fremdes Land.

Griff da neulich wieder einmal einer, der sonst zu den Verlässlichsten gehörte, nachdem er wohl eine Stunde schweigsam in einer Ecke gehockt und als der Augenblick seiner Ablösungspflicht gekommen war, statt nach dem Gewehr nach dem Tornister... Sinnlos begann er Wäsche hineinzustopfen und an den Riemen schlaufend herumzufingern, als müsse er Marschbereitschaft erstellen. Um seine vom Wind verharschten Lippen fuhr ein Beben der Angst, und aus sturen Augen glänzte es nass.

Die beiden Kameraden, die neben ihm lagen, strafften unwillkürlich die Rücken und blickten sich in verdutzte Gesichter. Aber im Nu begriffen sie alles: den Verwirrten, eine gefährliche Anfechtung, die schmachvoll enden konnte und eine Notwendigkeit.

«Bergkoller... Postenkoller...»

Sie brauchten es nicht einmal zu sagen. Als hätten sich zwei Sanitäter mit einem Blick auf eine Behandlung geeinigt, stürzten sie sich auf den Kameraden, rissen ihn hoch und liessen die Fäuste auf ihn niedertrommeln.

Ein Wutschrei zerbrach dumpf am Wellblechdach. Dann schien ein bedrohliches Schweigen die Balken und das ganze Felsennest zu sprengen. Ein Keuchen noch und ein Fluch — und, als sei nichts geschehen, liess der gleichsam zu seinem Heil Wachgerüttelte den Tornister fahren und griff nach seiner Waffe.

Er drückte sich aus dem Nestloch und kletterte zum Gipfel hinauf, indes die beiden andern sich ruhig wieder hinlegten. Ja, Kameradschaft verlangte manchmal mehr und ganz anderes, als im «Nido d'aquila» die Brotrationen gerecht zu tei-

len und an Urlaubstagen drunten im Val Pedretta im Ospizio von All'aqua beim gleichen Fiascho zu sitzen...

Wenn der Morgen dämmt und die Spitzen und Schneekuppen des Westens erst graurot, dann immer feuriger emporsteigen, und wenn sie endlich im Licht der Sonne Glanz und Grösse offenbaren, erwacht um den Posten das Leben einer ungetrübten Gebirgsnatur. Die Schildwache auf dem Gipfel, das Gewehr im Arm und eingehüllt in die Ohrenkappe unterm Helm, die nur das Gesicht freigibt, kennt den Pfiff des Murmeltiers und lässt sich von ihm nicht ablenken. Kreisen als schwarze Segler die Bergdohlen mit ihrem krächzenden Schrei um die Felszacken, so folgt der Blick des Mannes wohl einen Atemzug lang sehnsüchtig der Kreatur, die hier mit den Feldgrauen die Einsamkeit und das Schweigen der Berge teilt. Aber dann gleitet das beobachtende Schauen wieder südwärts ins fremde Land, bis die Tritte von Nagelschuhen über das Gestein ächzen und die Ablösung naht. Es ist ein ununterbrochener Wechsel, Stunden um Stunden, Tag um Tag, Nacht um Nacht im gewohnten, doch stets gespannten Einerlei...

Der Posten weiss um den Ernst seiner Pflicht Bescheid. Aus den bärtigen Gesichtern der Tesiner Soldaten, die Wache halten, redet es deutlich. Ihre Züge scheinen sich der Rauheit und der Härte der Berge angeglichen zu haben. Straff und ruhig prüft die Miene jede Bewegung ringsum, jede Veränderung in der Tiefe der Täler, zu denen die Wände senkrecht niederfallen. Aus den Augen ist, wie aus dem Reden, alles Weiche versickert, das vordem, zu Hause, am Herdfeuer der Familie den Alltag umsorgt haben mochte. Sie sind zu kargen Insassen ihres Adlernestes geworden — und wenn auch da und dort ein Frauenname unbeholfen mit dem Soldatenmesser in die Bretter geschnitten und in den Fels gekratzt, an unbeschwerte Stunden erinnert, so bedeutet er auch eine Mahnung, Land und Liebe unter allen Umständen, auch unter den widrigsten der Entsagung, zu schützen. Wie und in welchem höheren Sinn sie das verstehen, diese Kameraden aus den Dörfern im Süden des Gotthards, bezeugen die Worte, die mehr sind als eine zwar unerschütterliche Formel, zwei Worte nur, die sie zwischen ihrem «Nido d'aquila» und einem Schweizerkreuz in den Torbalken eingruben:

«Dio... Patria!»